

Zeitschrift: Frick - Gestern und Heute
Herausgeber: Arbeitskreis Dorfgeschichte der Gemeinde Frick
Band: 6 (1996)

Artikel: Schuster, bleib bei deinem Leisten!
Autor: Picard, Heinz / Mösch-Stübi, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Heinz Picard (P) im Gespräch mit Josef Mösch-Stübi (M), dipl. Schuhmachermeister

99

P: Herr Mösch, Ihr Vater war doch schon Schuhmacher in Frick, nicht wahr?

M: Ja. Er hat seine Lehre in Zeiningen gemacht. Es muss eine harte Zeit gewesen sein: Morgens um sechs Uhr traf er am Arbeitsplatz ein, dann musste er erst die Kuh des Meisters melken; um sieben Uhr begann man zu «schuhwerkern», bis abends um sieben Uhr; und das sechs Tage in der Woche. Nach der Lehre trat er eine Stelle in Horgen am Zürichsee an. Dort lernte er seine spätere Frau kennen, eine

Christen aus Stans. Und um 1920 richtete er in Frick eine Werkstatt ein, zuoberst im alten Bollag-Haus (die Liegenschaft wurde 1984 abgebrochen; es entstand ein Neubau mit Geschäftsräumen und Wohnungen).

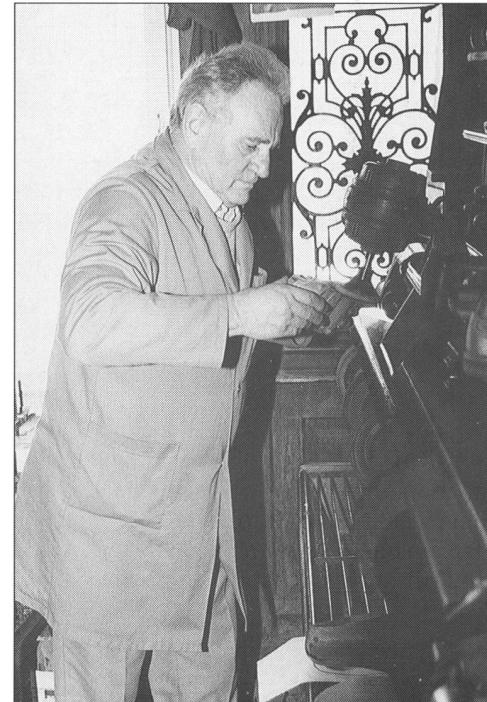
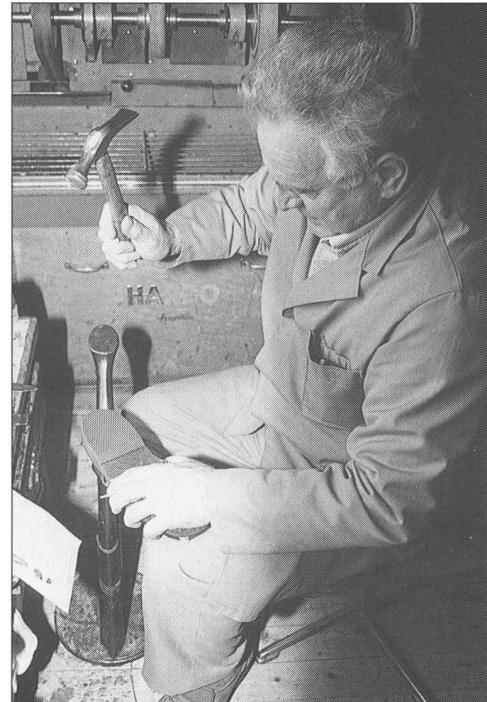
P: Können Sie sich an diese erste Werkstatt Ihres Vaters erinnern?

M: Nein. Aber ich habe den Ort noch besucht, kurz bevor das Haus abgerissen wurde. Vieles wies noch auf die Schuhmachertätigkeit hin. In jenen Zeiten nämlich wurde das

▼►
Am Beschlagstock

▼►►
An der
Ausputzmaschine

An der
Nähmaschine



Leder noch häufig gedampft, um es weich und geschmeidig zu machen. Dann stellte man es neben den Dampfkessel, wo es abtropfen konnte. An dieser Stelle nun war der Boden richtiggehend durchgefault. Auch Spuren von Schwärze waren zu sehen, und der Boden sah stellenweise aus, als hätte man ihn mit Nägeln tapeziert.

Anna Langen-Schillig konnte sich noch gut an die Werkstatt und den «Schueni-Eugi» (Dorfname meines Vaters Eugen Mösch) erinnern. Damals habe die Kundschaft mit Goldstücklein bezahlt, die der Eugi in einer Schachtel aufbewahrte. Kinderbesuche seien ihm stets willkommen gewesen; sie hätten immer in dieser Schachtel wühlen dürfen. Nur beim Abschied habe er's genau genommen: da sei man nur mit offenen, vorgezeigten Händen wieder hinausgekommen.

P: Wie lange blieb ihr Vater im Bollag-Haus?

M: Bis 1921 oder 1922. Dann konnte er vom alten Förster August Rüegge ein Haus erwerben, das auf dem kleinen Park gegenüber der Schmiede stand, beim Wollenhof; dieser bildete nur einen schmalen Riemen und gehörte damals Reinhard Schmid.

Hier richtete nun Vater seine Schuhmacherwerkstatt ein. Er bildete zwei bis drei Lehrbuben aus, darunter einen Bruder meiner Mutter, Hans Christen aus Stans. Aber von der Schuhmacherei allein hätte er nicht leben können, er musste noch bauen. Und so ging es den meisten Handwerkern in den 20er Jahren, jeder hatte noch ein bis zwei Kühe im Stall. Als wir 1932 ein Fuder Heu vom Frickberg die Hohle Gasse hinunterfuhren, löste Schuhmacher Zurlinden versehentlich die Bremse an der Hintermechanik, das Fuder geriet in eine wilde Fahrt, kippte, und mein Vater kam unter den Wagen zu liegen. Er erlitt dabei Verletzungen am Bein, von denen er sich nie mehr ganz erholte; er musste zeitlebens hinken.

1934 brannte das Haus ab. Der damalige Gemeindeamtmann Arnold Fricker verhinderte einen Wiederaufbau; die Schmittehalde sollte nämlich breiter werden, um die Zufahrt zum Kaistenberg zu verbessern. Die andere Durchfahrt ging durch den Bogen und war ebenfalls zu eng; viele Bauern blieben dort mit ihren Fudern hängen. Daher baute mein Vater das Sonnenhöfli, wo wir 1935 einziehen konnten.

P: Das hat seine heutige Form im grossen und ganzen be halten?

M: Ja. Und wie man heute noch sieht: das ist eigentlich ein kleiner Bauernhof, mit Einfahrt und Stall. Philibert Beck, der in den Krisenjahren etwas «baumeisterlte», hatte den Auftrag ausgeführt. Hier betrieb nun mein Vater eine bescheidene Landwirtschaft mit drei Kühen, und nebenbei arbeitete er als Schuhmacher.

P: Wie kamen Sie zu Ihrem Beruf?

M: Als ich die obligatorische Schulpflicht erfüllt hatte, arbeitete ich ein halbes Jahr im Dachziegelwerk; dann ging ich zu einer Tante nach Neuenburg, um Französisch zu lernen. Als der Krieg ausbrach, fand ich eine Anstellung bei der Firma Losinger in Bern, wo ich beim Schneiden von Eisenbahnschienen eingesetzt wurde. Der Betrieb wollte mich für Schneidarbeiten unter Wasser ausbilden lassen. Aber meine Mutter war damit nicht einverstanden, sie unterschrieb den Vertrag nicht. Die Wochenenden verbrachte ich oft auf dem heimischen Sonnenhöfli. In der Werkstatt meines Vaters waren damals immer vier bis fünf Militärschuhmacher beschäftigt (etwa 2000 Mann mögen damals in Frick stationiert gewesen sein), die mir in den Ohren lagen, doch Schuhmacher zu werden, das sei ein Handwerk mit goldenem Boden. Ich hörte auf ihren Rat, gab 1941 meine Arbeit bei Losinger auf und trat bei meinem Vater eine Schuhmacherlehre an.

Lehrling Josef Mösch befestigt in Schöftland den Absatz eines Massenschuhs.



P: Und hier sind Sie offenbar geblieben?

M: Oh nein. Hier spielte nun ein glücklicher Zufall hinein. 1943 absolvierte ich in Aarau die Rekrutenschule. Einmal wurde ich abkommandiert, um Schuhmacher Niederhäuser (Präsident der Sektion Aarau) beim Nageln zu helfen. Dabei habe ich mich offenbar recht geschickt angestellt. Niederhäuser kannte nämlich einen hervorragenden Schuhmacher namens Walter Härdi, der in Schöftland eine Fussorthopädie aufgebaut hatte. Diesem Härdi berichtete er von einem jungen Fricker Lehrbuben, den man fördern sollte. Härdi zögerte nicht lange; nach der RS durfte ich bei ihm eintreten und die Lehre beenden. Dieser Lehrmeister war ein prachtvoller Mensch und ein hervorragender Berufsmann. Anfänglich fuhr ich täglich von Frick mit dem Postauto nach Aarau und von dort mit dem Velo nach

Schöftland. Härdi brachte mich nach drei Monaten in einer Pension unter und kam für alle Kosten auf. Dann meldete er mich beim Schweizerischen Schuhmacherverband für eine Zwischenprüfung an; deren Ergebnis war so gut, dass man mir ein halbes Lehrjahr erliess. Noch während der Lehre musste ich zeitweise Dienst leisten. Am 30. September 1944 schloss ich die Ausbildung ab.

P: Können Sie sich noch an diese Lehrabschlussprüfung erinnern?

M: Sehr gut sogar. Am Morgen half mir der Lehrmeister das Werkzeug in ein Köfferchen packen: Zwickzange, Raspel, Feile, Ahlen, Schere u. a. Maschinen gab es damals noch nicht. Man hatte den Leisten auf dem Knie, festgehalten durch den Spannriemen wie in einem Schraubstock. Hier klopfte, nagelte, schnitt, raspelte und nähte man. Alles auf dem Knie. Obwohl ich eine halbe Stunde zu spät an der Fachschule in Aarau eintraf, hatte ich die andern Bewerber bald eingeholt. Die Experten gerieten aus dem Staunen nicht heraus, und das Resultat liess sich sehen. Abgesehen von der Buchhaltung hatte ich lauter Einer. Ich sage das nicht zum Plagieren. Das Verdienst gebührt meinem Lehrmeister. Bei Walter Härdi musste ich schon im dritten Lehrjahr zwei bis drei Paar Massschuhe wöchentlich anfertigen; das gab eine enorme Routine, so lernte ich speditiv und exakt schaffen.

P: Wie ging es dann weiter nach der Prüfung?

M: Nach kurzer Zeit wurde ich Vorarbeiter bei Härdi, wo wir unserer acht Schuhmacher waren, darunter drei Lehrbuben. Die Arbeit war interessant und die Verantwortung recht gross, denn der Chef war oft abwesend: Er gab Kurse und wirkte als Lehrer an der Fachschule in Aarau.

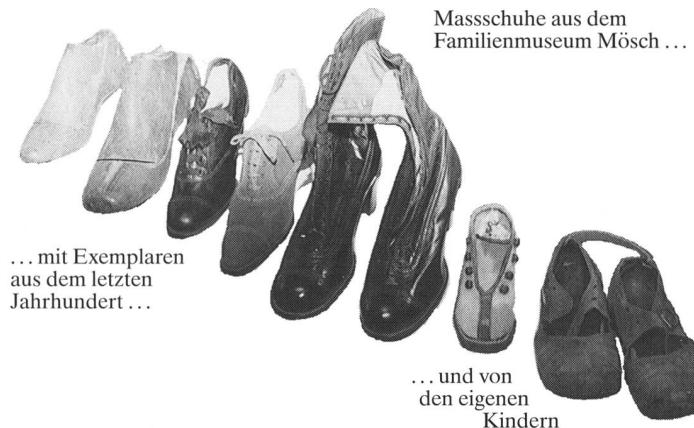
Mit der Zeit packte mich wieder die Unternehmungslust, es zog mich an einen neuen Ort. Frick kam damals nicht in Frage, denn Massschuharbeit setzt ein recht grosses Ein-

zugsgebiet voraus. Eines Tages kam ein Kollege Härdis auf Besuch, Walter Keller. Er besass eine Schuhmacherwerkstatt in Worb (Kanton Bern) und bot mir eine Stelle in seiner Bude an. Zusammen mit meiner Verlobten Trudi Stübi, meiner späteren Frau, sah ich mir Ortschaft und Betrieb an; es gefiel uns ausgezeichnet; wir sagten zu und zogen 1947 nach Worb, wo wir bis 1953 wohnten. Unsere ältesten drei Kinder (Ruedi, Toni und Trudi) sind dort auf die Welt gekommen.

P: Wie beurteilen Sie rückblickend diesen Lebensabschnitt?
M: Es war eine sehr schöne Zeit, ich hatte haufenweise Aufträge für Massschuhe und fand Freunde fürs Leben. Schon bald war ich Mitglied im Jodel-Doppelquartett Worb; 1950 legte ich die Meisterprüfung in St. Gallen ab und konnte so nebst einem Arbeiter auch zwei Lehrbuben beschäftigen. Dann wurde ich als Experte in den stadtbernerischen Verband gewählt; meine Frau arbeitete als geschätzte Fusspflegerin. Vor der Tür stand das Kantonale Jodelfest in Bern, ich hatte eine Wahl ins OK angenommen ... da wollte mich mein Vater unbedingt zu Hause haben, er werde sonst das Sonnenhöfli verkaufen.

Da war guter Rat teuer. Wir hatten uns in Worb hervorragend eingelebt, und zudem würde ich in Frick wieder bauern müssen, um die Familie durchbringen zu können. Bodenspekulationen spielten übrigens bei den Überlegungen keine Rolle, da ich kein Geld hatte. Aber es ist vielleicht doch interessant, zu wissen, dass man damals Land im Gebiet der Mühle Vogelsanger für vier Franken und weniger pro Quadratmeter hätte erwerben können.

Innert Jahresfrist mussten wir uns entscheiden. Wir warfen einen Fünfliber: blieb der Kopf oben, würden wir bleiben, sonst ... die Zahl war oben. Am 24. März 1953, an Tonis Geburtstag (heutiger Gemeindeammann in Frick), zügeln wir nach Frick.



Massschuhe aus dem
Familienmuseum Mösch ...

P: Wie verlief der Einstieg in Frick?

M: Es war eine zünftige Umstellung. Wie gesagt, musste ich jetzt auch noch in bescheidenem Masse bauern, um mit meiner Familie überleben zu können. Aus diesem Grunde hatte ich in Thun vorsorglich zwei Kühe gekauft und aus Worb gleich noch einen Knecht nach Frick mitgenommen. Regelmässig machte ich noch Massschuhe und Einlagen für meine ehemalige Worber Kundschaft. Auch fand ich hier ein paar Interessentinnen für Massschuhe, so Frau Benz-Suter (Drogerie), Frau Bürgi («Rebstock»-Wirtin), Frau Studer (Milchhäuschen); Reparaturen hatte ich praktisch keine, die besorgte der eingesessene Dorfschuhmacher Peter Küng. Zwischendurch machte ich noch die Milchtour. Aber die finanziellen Sorgen blieben; jahrelang konnte ich nur die Kopfsteuer bezahlen.

P: An Peter Küng kann ich mich noch sehr gut erinnern. Ihr heutiges Geschäft – Hauptstrasse 79 – war seine ehemalige Werkstätte, nicht wahr?

M: Jawohl. Als Peter Küng – den ich übrigens sehr geschätzt habe – krank wurde, begann ich in seiner Bude zu arbeiten; und als er starb, konnte ich das Haus übernehmen. Ich baute es so um, dass ich 1971 einen Schuhhandel betreiben und

Josef Mösch
vor seinem
Geschäft an der
Hauptstrasse 79



wieder vermehrt meiner Ausbildung gerecht werden konnte. Vermutlich war es falsch, den Handel so breitflächig aufzubauen; ich hätte gezielt auf einen bequemen und stabilen Schuh setzen sollen. Jetzt, wo ich das Geschäft liquidiere, kann ich feststellen, dass diese Machart keine Absatzprobleme kennt; Ladenhüter gibt es eigentlich nur unter den modischen Schuhen.

P: Sie haben von finanziellen Nöten gesprochen. Damit waren Sie wohl nicht allein?

M: Das nicht. Schon mein Vater hatte es nicht leicht. Als wir noch im «kalten» Haus wohnten — so nannten wir unser Heim, das 1934 abbrannte —, gab es viele Schuhmacher; allein in Frick waren es vier bis fünf; auch viele umliegende Gemeinden hatten ihre Schuhmacher. Das bedeutete einen harten Existenzkampf. Meine Mutter fuhr daher regelmä-

sig mit der Chaise nach Ueken, Herznach, Hornussen und Zeihen und holte Schuhe zum Reparieren ab. Vor 25 Jahren, in der Rezessionszeit, gab es in der Schweiz nur noch ein knappes Dutzend Schuhmacherlehrlinge. Die Regionalfachschulen in Bern, Thun, Rheinfelden und Basel gingen ein. Heute besitzt die Deutschschweiz ihre Fachschule in Aarau; sie ist dreiklassig geführt, mit jeweils 12 bis 15 Schülern. Weitere Schulen sind im Welschland und im Tessin. Gegenwärtig lernen in der Deutschschweiz etwa 40 junge Leute das Schuhmacherhandwerk. Die Lehre dauert, wie schon bei meiner Ausbildung, drei Jahre. An der Prüfung muss jeder Lehrbub einen Schuh machen können; nur näht man ihn nicht mehr, er wird geklebt.

P: Das müssen Sie mir näher erklären.

M: Hier, sehen Sie. Das ist die Brandsohle, das Herz des Schuhs. Wenn sie kaputt ist, lohnt sich eine Reparatur nicht mehr. Die lege ich nun auf den Leisten und schneide sie ringsum. Nun zwicke ich den Schaft (Lederhülle) über den Leisten (das heisst ich nagle ihn an verschiedenen Stellen an). Jetzt klopfe ich den Schaft mit Klebstoff an die Brandsohlenlippe.

Früher wurde nach dem Zwicken nicht geklebt, man nähte die Sohle an den Einstichrahmen. Bis vor kurzem mussten die Lehrlinge das Rahmennähen an der Abschlussprüfung beherrschen. Jetzt genügt also die Klebetechnik.

P: Gibt es in diesem Beruf auch Aufstiegmöglichkeiten?

M: Nach bestandener Prüfung beginnen die Gesellenjahre. Nach deren fünf kann man die Meisterprüfung ablegen und darf Lehrbuben einstellen. Wer noch weitergehen will, legt die Orthopädie-Zusatzprüfung ab und ist Orthopädie-Schuhmacher. Dessen weitgespannte Aufgaben reichen vom Einlagenbau und dem Spezialmassschuh bis zur Herstellung von Prothesen für invalide. Da ich die Prüfung nicht absolviert habe, bin ich lediglich berechtigt, eine orthopä-

dische Werkstätte zu führen. Fachärzte schätzten meine Tätigkeit, die ich allerdings nie an die grosse Glocke gehängt habe.

P: In der Werkstätte stehen überall Leisten herum. Wie kommt man eigentlich zu diesen kleinen «Kunstwerken»?

M: Leisten werden als Rohbau (Grobform) gekauft. Der soll nun chaussiert, d. h. auf die Bedürfnisse des Kunden abgestimmt werden. Der Rohbau wird zurechtgeschliffen, an manchen Stellen muss aufgebaut, angesetzt oder aufgetragen werden. Auftragsmaterial war früher aufgeweichtes Leder, das man nach Bedarf mittels Holznägeln befestigte und nach dem Trocknen zurechtschliff und feilte. Während des Krieges kam das Zelloid auf. Man kaufte es in Plattenform ein und musste es mit Azeton aufweichen; diese Masse liess sich schön anformen.

Heute legt man Gipsbinden über den mit Melkfett eingefetteten Fuss; ist der Einband trocken, wird er halbiert, vom Fuss genommen und wieder zusammengesetzt. In die kompakte und vorne mit einer Kappe versehene Form giesst man flüssiges Harz. Ist es hart geworden, wird der Gips abgenommen, und zurück bleibt ein idealer Leisten, der noch geschliffen werden muss. Übrigens habe ich in Worb einen Leisten entwickelt, der seither Furore gemacht hat. Ich liess den Fersenbeinhöcker hoch stehen, stützte erst weiter unten ab und verzichtete gänzlich auf das früher übliche Abschrägen. Damit konnte ich verhindern, dass der Fuss seitlich abrutschte. Zu diesem Grundmodell entwickelte ich eine ganze Serie. Sie bleibt mein geistiges Eigentum.

P: Als Schuhmacher hat man wohl vor allem mit Leder zu tun?

M: Das stimmt. Bis 1935 arbeitete man ausschliesslich mit Leder. Aus diesem Grunde gab es überall Gerbereien. Mein Vater kaufte im «alten» Haus jeweils beim Gerber Häni in

Aarau ganze Kuhhäute ein. Solche Häute wurden unterteilt: Der Hals lieferte die Brandsohle, das ganz zähe Leder für die Laufsohle stammte vom Coupon; Backe, Stirn und Vorderklauen gab das Aufbauleder für Absätze. Um 1940 begann der Boom mit der Gummisohle, die man aus dem Kautschuk des Gummibaums herstellte. Für den Schaft verwendete man jahrelang Kunstleder. Aber wer gesundheitsbewusst leben will, wird immer wieder auf den Lederschuh zurückgreifen. Denn nur im Leder kann der Fuss richtig atmen. Und wer auf eine leichte Gummisohle nicht verzichten will, sollte wenigstens darauf achten, dass Leder im Unterbau verwendet wurde.

P: Können Sie uns etwas über Arbeit und Verdienst sagen?

M: Hier ist ein Zahltagsäcklein vom 10.–15. Dezember 1945. An sechs Wochentagen habe ich total 52 Stunden gearbeitet; der Stundenlohn betrug Fr. 1.25. Hinzu kamen fünf Überstunden à Fr. 1.50 und 25 % Teuerungszuschlag. Davon wurden 2 % Ausgleichssteuer abgezogen; das ergab einen Netto-Betrag von Fr. 88.80.

Heute kennt der Schuhmacher die 44-Stunden-Woche; geplant ist ein Abbau auf 42 Stunden. Wer tüchtig ist, verdient jetzt 4000 bis 5000 Franken monatlich. Und hier ist noch eine Rechnung vom 15. Februar 1947, lautend auf Frau Benz-Suter. Sie hatte Fr. 115.85 (inkl. 3 % Wust) zu bezahlen für «l Pr. Cheveraux-Schuhe mit eingebauten Fuss-Stützen, rahmengenäht. Erstklassige Handarbeit, nach Mass».

P: Wie kann der Schuhmacher in der heutigen Zeit der Rationalisierung noch konkurrenzfähig bleiben?

M: Der Orthopädie-Schuhmacher hat ein anspruchsvolles und hochbezahltes Betätigungsfeld. Seit die IV und andere Versicherungen in bestimmten Fällen die Kosten für orthopädische Schuhe tragen, ist die Bedeutung dieser Sparte noch gestiegen. Zudem soll der orthopädische Schuh

elegant sein und seine Besonderheit verstecken. Ganz allgemein stellt der Schuhmacher einen qualitativ hochwertigen Schuh her, der sich bezüglich Feinarbeit nicht mehr vom aufgemachten Fabrikschuh unterscheiden darf. Qualitativ hochwertig bedeutet vor allem einen bequemen Schuh, der im Gelenk stabil bleibt, individuelle Bedürfnisse berücksichtigt und auch reparaturfähig ist.

P: Herr Mösch, wir kommen zum Schluss. Die Schuhmacher-Ära Mösch geht mit dem Jahre 1992 zu Ende, ein Nachfolger ist nicht da. Wer Ihren Ausführungen folgt und auf Ihren bewegten Lebenslauf zurückblickt, erkennt unschwer, dass Sie viel Unternehmungslust und Lebensfreude in den Ruhestand mitnehmen. Möge Ihnen dieser jugendliche Elan noch recht lange erhalten bleiben!



1996 in der Hobbywerkstatt:
ein Enkel als aufmerksamer
«Lehrling»



«Schueni-Eugis» vor ihrem Wohnhaus an der Hauptstrasse im Jahr 1925. Eugen und Elisabeth Mösch-Christen mit den Kindern Elisabeth, Karl und Ida (stehend) sowie Josef und Marie auf den Armen der Eltern.

106



Schaulustige beobachten am 1. August 1934 vom heutigen Restaurant Güggeli aus den Brand des Hauses Mösch. Der Platz ist bis heute unüberbaut geblieben.